

Inlunaris

Ich denke nicht mehr oft über jene Geschehnisse nach, die mich dazu veranlassten, das Lied Inlunaris niederzuschreiben. Die Verbannung Lunas auf den Mond wurde schon zu oft unter politischen Aspekten diskutiert, als dass selbst ich einen faden Beigeschmack ihrer Schwester und ihrer Rolle in all dem vermeiden könnte, wenn ich versuche, mir Lunas Gefangenschaft vor Augen zu führen — ich habe nie ein Geheimnis um meine mangelnde Sympathie für die Sonnenprinzessin gemacht. Auch die fantastischen und schrecklichen Erfahrungen, denen das Lied seine finale Gestalt zu verdanken hat, wurden mir über die Jahre vertraut, selbst wenn ich das Grauen jener Nacht nie ganz vergessen konnte.

Es hieß schon immer, dass Luna Gefallen an dunklen Mächten gefunden hatte. Nicht, dass sie ein Geschöpf wäre, das dunkle Magie beherrsche oder selbst in die Dunkelheit gehöre — ich glaube, diese Faszination rührte vielmehr daher, dass die Schatten etwas waren, was ihre Schwester, für die junge Luna ein Vorbild und schier allwissend, nicht verstehen konnte, war jene doch ein Geschöpf des Lichtes. So begann Luna, die Finsternis zu studieren, und mithilfe ihres Mondes konnte sie über alles wachen, was darin vorging, ohne die Dunkelheit selbst vertreiben zu müssen, wie es ihre Schwester Celestia zu tun pflegte. Nun waren jegliche romantischen Weltbilder, die die Prinzessin in ihrer Jugend entwickelt haben mochte, für mich nie von großem Interesse, glaubte ich doch, selbst genug über diese Welt zu wissen, um mir ein unumstößliches Urteil bilden zu können über jene Kräfte, die normalen Equiden verborgen blieben.

Eines Tages jedenfalls schienen die Gerüchte wahr zu werden. Der Wind trug eine seltsame Botschaft über das Land, die Mondprinzessin führe Verhandlungen mit mächtigen Wesen, die in den Schatten lebten, um sich mit ihnen zu verbünden. Bestürzt machte ich mich natürlich sofort auf den Weg, die Throne der Alicorn-Schwester aufzusuchen, um herauszufinden, was die Bedeutung all dieses Geredes war. Schließlich waren die persönlichen Ansichten der Prinzessin über Licht und Schatten zwar gänzlich ihre Angelegenheit, doch sollte sich der Mond in dunkle Hände legen, konnte dies eine Bedrohung für alle Equiden sein.

Meine Reise war lang und beschwerlich, selbst für jemanden wie mich, dessen Leben nichts als eine große Reise ist — denn es gab keine Zeit zu verlieren. Ich überquerte frostige Gebirge, durchschritt endlos weite Wüsten, passierte reißende Flüsse, doch nichts konnte meine Entschlossenheit erschüttern. Im Gegenteil: Als ich nach monatelanger Wanderung mein Ziel schon fast erreicht hatte und meine Kräfte endgültig zuneige zu gehen drohten, erschien mir eines Nachts ein grässliches Omen, das meinen Willen weiter entfachte. Ich blickte wie so häufig zum Himmel hinauf, um zu prüfen, ob mein Kurs noch stimmte, als sich mir eine Szenerie bot, die mich mit unvergleichlichem Entsetzen erfüllte: Ich glaubte, der Mond läge zerschmettert am Himmel, in zwei gleich große Hälften geteilt, die auseinanderbarsten und stetig voneinander abzudriften begannen. Zwischen den beiden Teilen stob etwas feines hervor, das Gestein gewesen sein mochte, durch den Zerfall des Mondes aus dessen Inneren gelöst. Doch für mich sah das, was dort in den Himmel hinausgeschleudert wurde und die gleiche strahlend weiße Farbe hatte wie der Mond, vielmehr aus wie Milch, oder (der Gedanke kam mir später) gar weißes Blut. Mir schmerzte der Kopf von diesem Anblick, doch ich konnte nicht wegsehen. Erst, als ich ein kaum hörbares Pfeifen wahrnahm, das immer lauter wurde, je länger ich die

Zerstörung des Mondes beobachtete, und das schließlich wie das schreckliche Kreischen millionen nicht-equider Wesen klang, die direkt in meinen Kopf zu schreien schienen, erst dann befürchtete ich, meinen Verstand zu verlieren, und wandte meinen Blick ab. Nachdem ich einige Sekunden auf meine Hufe gestarrt hatte, verschwanden die Schreie allmählich, und als wieder vollkommene Stille herrschte, fand ich den Mut, erneut meinen Kopf zum Nachthimmel zu heben. Der Mond stand in all seiner Pracht am Himmel, in einem Stück, als wäre nichts gewesen. Ganz gleich, ob ich mir diese blasphemische Szene nur eingebildet hatte oder ob es ein Zeichen war, ich verdoppelte mein Tempo und schaffte es innerhalb weniger Nächte, die verbleibende Strecke zurückzulegen, die mich vom Herrschaftssitz der beiden Schwestern trennte. Alles, was ich vorfand, waren jedoch die Ruinen des Schlosses, das einst die Herrscherinnen Equestrias beherbergte.

Der Zugang zu den Überresten des Alicorn-Schlosses wurde mir von den königlichen Wachen verwehrt, die darum postiert waren. Von ihnen erfuhr ich, was just am Tag zuvor dort vorgefallen war - die Rebellion und Verbannung der Prinzessin Luna, die bereits ausführlich in die Geschichtsbücher eingegangen ist, und über die hier nicht viele Worte verlieren möchte. Auch der Versuch, meinen Schmerz über diese Botschaft hier zu beschreiben, wäre zwecklos, doch ist er unverkennbar in die Zeilen von Inlunaris eingewoben. Der Schock, in den mich das Gehörte versetzte, raubte mir alle Worte, und so verließ ich den Schauplatz der Tragödie, ohne das Gespräch mit den Wachen zu vertiefen. Mir war gleich, wohin mich meine Hufe trugen, überall würde die Nacht nun gleichermaßen tristlos sein, lag ihre Hüterin doch in Ketten. Erst als der Mond aufging, ließ ich mich nieder, um meinen Körper etwas zu schonen. Um mich herum war nichts als Gras. Keine Ponys waren zu sehen oder sonstige Zeichen von Zivilisation, keine Bäume oder auch nur Blumen, und auch keine anderen Tiere, nicht einmal Insekten. Nichts war dort außer ich und der abnehmende Mond, der am Horizont stand. Und so begann ich mit der Dichtung von Inlunaris, erfüllt mit Trauer über das Schicksal der Prinzessin, der jener Ort zum Gefängnis bestimmt wurde, den sie am meisten liebte. Als der Mond im Zenit stand, glaubte ich mein Werk vollendet und begann sogleich, das Lied anzustimmen. Ich kann nicht sagen, wie lange ich dort lag und sang, es mochten Stunden gewesen sein, denn ich erinnere mich, dass der Mond, kurz bevor mein Gesang in einen angenehmen Schlaf überging, bereits wieder deutlich gesunken war.

Als ich die Augen das nächste mal öffnete, hatte sich die Welt verändert. Zwar sah ich immer noch das Gras um mich herum und spürte es unter meinen Gliedern, doch war es nun von strahlend weißer Farbe, die mich einige Zeit lang blendete, bis sich meine Augen an dieses Leuchten gewöhnen konnten, das allem um mich herum innewohnte. Bald konnte ich meinen Blick ungestört über meine Umgebung schweifen lassen und sah, dass sie erstaunlich belebt war. Überall wuchsen riesige weiße Blumen, die sich langsam in einem Wind wogen, den ich selbst nicht spüren konnte. Vereinzelt standen Bäume, die so mächtig waren, dass ich ihr Alter nicht erahnen konnte, und die stärker alles andere an diesem Ort auf eine angenehme Art weiß leuchteten. Ich konnte auch viele tierartige Wesen in allen erdenklichen Größen und Formen erkennen, doch in keiner mir bekannten Gestalt und allesamt so schnell und flink, dass ich keine Gelegenheit hatte, eines von ihnen näher zu untersuchen. Einzig der Nachthimmel, der sich über mir erstreckte, schien der gleiche zu sein — bis ich einen nie zuvor gesehenen

Himmelskörper erblickte, blau und weiß und von solch schrecklicher Größe, dass ich glaubte, er stürze auf mich herab und ich sei dem Untergang geweiht.

Eine leise, gutmütige Stimme riss mich aus meiner Panik. Sie sprach zu mir, hier sei nichts, was ich fürchten müsse. Als ich mich umwandte, erkannte ich, dass meine Reise schließlich ein Ende gefunden hatte, denn ich stellte fest, dass die Stimme die der Mondprinzessin Luna war, die nun vor mir stand. Sie war das einzige Wesen, das nicht in weiß gehüllt zu sein schien, doch nahm ihr diese Tatsache nichts von ihrer Schönheit. Ich sank vor ihr ehrfürchtig zu Boden. Sie bat mich, mich zu erheben und ihr meine Geschichte zu erzählen, wer ich sei, woher ich stamme, was mich zu ihr führe, und was der Grund für die unsägliche Trauer sei, die mich zu jenem Lied bewog, dem sie eben lauschen durfte. Und so erzählte ich ihr alles, was ich erlebt hatte, und sie hörte mir aufmerksam zu. Nachdem ich meine Ausführungen beendet hatte, ging die Prinzessin nicht weiter auf das Gesagte ein, sondern meinte nur, sie wolle mir ein Geschenk machen — ich solle ihr folgen und mit eigenen Augen Wunder erblicken, die nur wenigen Equiden zuteilwurden. Und solche Wunder sah ich dann auch. Wir durchquerten leuchtende Wälder, weiter als alle, die ich bisher gekannt hatte. Meere, deren Farbe mehr an Milch als Wasser erinnerte, durchschwammen wir, ohne je an Kraft zu verlieren, und an ihren Ufern warteten endlose weiße Strände auf uns. Wir rannten Seite an Seite mit gigantischen Lichtwesen, grasten mit ihnen auf köstlichen weißen Weiden, und lernten ihre Sprache. Zeit spielte keine Rolle mehr. Müsste ich schätzen, so würde ich vermuten, dass wir Jahrzehnte so zugebracht haben, die weiten Lande des Mondes erforschernd. Bis ich schließlich, von Neugier gepackt, auf eigenen Huf auf Erkundung gehen wollte, zum Gebiete zu erkunden, in die die Prinzessin aus ungenannten Gründen keinen Schritt setzen mochte. Ich verlor sie aus den Augen, und sollte sie auch nicht mehr wiederfinden. Je weiter ich in Gegenden vordrang, in denen es kaum noch Lichtgeschöpfe gab, desto unwohler fühlte ich mich, doch trieb mich meine Neugier immer weiter voran. Ich bemerkte nicht, wie sich Licht in Schatten verwandelte, Freude in Furcht, wie sich der Boden unter meinen Hufen schwarz färbte und mich bald nichts mehr umgab als kalte Felsen. Mir war, als hätte sich dieser Wandel ganz plötzlich vollzogen, als wäre ich von ihm überwältigt worden. Ich versuchte, umzukehren, doch auch hinter mir lag nichts als endlose Finsternis. Ich stand reglos in der Dunkelheit und versuchte, eine Lösung für dieses Rätsel zu finden. Dies kostete mich alle Willenskraft, war mein stärkster Impuls doch, vor der Dunkelheit zu fliehen, ganz gleich in welche Richtung, in der Hoffnung, das Licht und meine Prinzessin wiederzufinden.

Plötzlich hörte ich leise Geräusche um mich herum. Raschelnde Bewegungen, verborgen in den Schatten, vielleicht sogar Geflüster. Auf jeden Fall wusste ich, dass ich nicht allein in der Dunkelheit war. Und genauso wusste ich, dass das, was mich umgab, mir nicht freundlich gesinnt war. Nun setzte ich mich schließlich doch in Bewegung, und zwar in die Richtung, aus der ich zu kommen glaubte. Ich blickte nicht zurück, doch konnte ich deutlich Schritte hinter mir hören, die nicht von Wesen stammen konnten, die je vom Licht berührt wurden. Mir schien es, als verfolgt mich eine einzelne Monstrosität, ausgestattet mit tausenden Beinen, manche schlurfend, andere auf dem harten Boden scharf klickend. Bald rannte ich, schließlich doch von Panik überwältigt, doch je schneller ich lief, desto näher schien dieses Ungetüm zu kommen. Ich erkannte, dass meine Flucht aussichtslos war, ich konnte dem Ding nicht entkommen, genauso wenig wie dieser Dunkelheit. Ich wollte mich umdrehen, um mich ihm zu stellen, doch

kaum verlangsamte ich meine Schritte, da war schon eines der Schattenwesen über mir, rang mich zu Boden und blickte mir mit tausend funkelnden Augen entgegen. Seine Größe konnte ich nicht abschätzen, doch verdeckte es den gesamten Himmel über mir, denn ich konnte keine Sterne mehr erkennen, als ich aufschaute, nur diese Wand aus Augen und riesige, insektenartige Kiefer, die es mir entgegenschob, gewaltig genug, mich mit einem Male zu verschlingen. Vom Wahnsinn gepackt schrie ich unaufhörlich, während kalter Speichel in mein Gesicht tropfte, das langsam im Maul des Ungetüms verschwand.

In diesem Moment erwachte ich. Ich hatte nur wenige Stunden geschlafen — noch immer war der Mond zu sehen, auch wenn er bereits den Horizont berührte. Ich wagte es nicht, noch einmal einzuschlafen, und nutzte die verbleibenden Stunden bis zum ersten Sonnenschein, um mein Werk mit dem Titel Inlunaris zu vervollständigen, alle Erfahrungen darin einfließen lassend, die ich in den vergangenen Stunden sammelte.

Ich weiß, wenn die Sterne günstig stehen, dann wird Luna ihrer Gefangenschaft entfliehen und auf diese Welt zurückkehren können. Voller Sehnsucht warte ich auf diese Nacht, auch wenn sie noch in weiter Ferne liegt.

Doch in manchen Neumondnächten, wenn ich zum Himmel blicke und versuche, die schwarze Scheibe auszumachen, die dort oben ihre Kreise zieht, muss ich an die Schattenseite des Mondes denken und an das Wesen, das ich im Traum gesehen habe. Noch ist Luna vor ihnen sicher, gefangen auf der Lichtseite des Mondes, auf die kein Schattenwesen einen Fuß setzen kann — doch ich weiß, dass auch sie auf jenen Tag warten, an dem der Bann gebrochen wird, und die Prinzessin in eine Welt voller Schatten zurückkehrt. Ich bete Luna um Verzeihung an, wenn ich in solchen Momenten von Furcht ergriffen hoffe, dass dieser Tag noch eintausend Jahre auf sich warten lässt.